Vierte Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 120. Sonntag den 29. April 1888. 82. Jahrgang

Circus Renz.

* Am Donnerstag Abend führte der Circus Renz zum ersten Mal die in Leipzig noch nicht gesehene große phantastische Ausstattungs-Pantomime „Diamantine" mit großem Erfolg vor. Wir hatten Gelegenheit, der Wiederholung der Aufführung am Freitag beizuwohnen und können nur sagen, daß auch auf dem Gebiet der Ausstattungsstücke Herr Director H. Renz keine Mühe und keine Ausgaben scheut, um den Glanz seiner Leistungen immer mehr zu erhöhen. Was in der „Diamantine" geleistet wird, übertrifft an originellen Ideen, Fortschritten der Technik und Reichthum der Costüme und Bilder alles Verhergegangene. Die Hauptperson bei diese Ausstattungs-Pantomimen ist die Wirkung auf das Auge und diese Wirkung ist bei diesem neuesten Stück eine geradezu zauberische und berückende. Das Stück besteht aus vier Bildern und einer Apotheose und nicht weniger als zweihundert Personen wirken dabei mit. Die Hauptsache des Stückes ist Diamantine, die Fee der Liebe, welche vermöge ihrer dem Reiche der guten Geister entlehnten überirdischen Eigenschaften sich als der wirksame Schutzengel der Liebenden erweist und namentlich, wenn sie sich als fliegender Engel vom Erdboden erhebt und in die Lüfte emporschwebt, einen bezaubernden Anblick darbietet. Dieses Fliegen durch die Luft ist auch Etwas, was in dieser Weise bis jetzt noch bei keiner Circus-Vorstellung gezeigt worden ist. Einen überaus vortheilhaften Eindruck machen, unter Mitwirkung des farbigen Lichtes, die Tänze und Gruppirungen des Corps de Ballet, und ganz neu und eigenartig sind im vierten Bild die Palmen-Gruppirungen. Ein mächtiger und farbenreicher Palmbaum wächst vor den Augen der Zuschauer aus der Erde empor, ein Palmenblatt fügt sich an das andere und darüber schwebt die Fee „Diamantine" als Friedens- und Liebesgöttin in reizender Apotheose. Wenn diese Palmen-Gruppirungen von dem magischen buntfarbigen Licht übergossen sind, dann ist wohl Jedermanns Auge davon bezaubert hingerissen, und der stürmische Beifall, in den die entzückte Zuschauermenge ausbricht, bekundet die hinreißende Wirkung der vorgeführten wunderbaren Bilder. Drei Mal wurde gestern Abend Herr Director C. Renz vorgerufen, um den Dank und die Anerkennung für seine neueste Leistung auf dem Gebiet der Ausstattungsstücke entgegen zu nehmen.

Kunst-Verein.

* Neu ausgestellt sind im Vortragssaale: „Im Park", Oelgemälde von A. Kappis in Stuttgart; sechs Blätter Aquarellen: „Felsschlucht", „Mondschein an der Lahn", „Partie aus Rothenburg an der Tauber", „Partie aus Marktbreit a./Main", „Waldbach", „Abend im Wald" von Heinrich Ad. Hoffmann sen. in Frankfurt a./Main; außerdem von plastischen Werken: Portraitbüste des verstorbenen Leipziger Professors Fechner, modellirt in Gips von Gustav Kietz in Dresden; Portraitbüste in Bronze von Otto Schweizer in Zürich, sowie ein Portraitmedaillon (Flachrelief) von A. Lehnert in Leipzig.

Ausgestellt bleiben: ein Genrebild „Kummerbern beim Mahle plaudernd" von Karl Seiter in München, eine „Marine" von C. Rogge in Köln, sowie fünf Aquarellen, ein Bild aus London von P. Sala, „Am Lande" und ein Bild aus Venedig von demselben, eine zweite Ansicht aus Venedig von Tetar von Elven, und ein Mädchenbildniß von Levorati. Ferner: ein männliches und ein weibliches Bildniß von Bradley; „Lear" von Ferdinand Keller in Karlsruhe, „Abschiedsbrief", Genrebild von Alma Tadema in London, „Kiosk auf der Insel Philä" von H. Corrodi in Rom, „Flamingos und Pelikane" von Wilhelm Gentz in Berlin, „Tempel von Karnak" von B. Fiedler in Triest, „Hafen von Dordrecht" von Gustav Schönleber in Karlsruhe, „Centaurensprüchen" von Arnold Böcklin in Zürich, „Marine am schwarzen Meer" von F. Roubau in München, „Eine Klippe im Meer" von F. C. Welsch; „Piazza Garibaldi in Bergamo" und ein Genrebild: „Italienische Kinder Karte spielend" von Minna Bartels in Hanau.

Im hinteren Ecksaale bleiben ausgestellt: zwei Pastellkinderbildnisse, sowie eine Landschaft (Oelgemälde) von Erich Kubierschky in Leipzig.

Im Oberlichtsaale befindet sich die Ausstellung der zum größeren Theile ausgeführten architektonischen und decorativen Entwürfe und eine Reihe von Aquarellen von dem Leipziger Architekten Karl Weichardt, sowie der nachgelassenen Skizzen, Zeichnungen und Aquarellen des verstorbenen Leipziger Zeichners und Kupferstechers Adolf Neumann.

Del Vecchio's Kunstausstellung.

Durch zwei schöne Leistungen auf dem Gebiete der Bildnißmalerei ist jetzt Professor Anton Weber auf der Ausstellung vertreten. Die eine derselben ist das lebensgroße Kniestückbildniß des „Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha", die andere stellt eine junge Dame in halber Figur und in kleinerem Formate dar. Der Herzog erscheint auf dem Bilde in ungemeiner Rüstigkeit und Jugendlichkeit mit noch völlig ungebleichtem dunkelblondem Haupt- und Barthaar, angethan mit der stattlichen Kriegsuniform und im vollen Ordensschmucke. Die Bewegung der Linien ist einfach, edel und fest. Die Modellirung der ganzen, mehr in Vorderansicht gestellten Gestalt, vor Allem auch die des energisch auf den Schultern stehenden Kopfes ist plastisch und trefflich aus dem geschickt abgetönten Hintergrunde losgelöst. Mit seiner durchgeistigter Erfassung zeigt das Bildniß dem Beschauer ebensowohl den klugen Politiker und wohlthätigen Herrscher wie den geistreichen, kunstliebenden und kunstfördernden Mann auf deutschen Fürstenthrone. Das Bildniß der jungen Dame, in Seitenansicht nach links gekehrt, mit dem Beschauer zugewandtem Antlitz, zeigt, daß der Künstler nicht blos das Ernste und Kraftvolle, sondern auch eben so sehr das Liebliche zu malen versteht. Das ausgeschnittene weiße Atlasgewand läßt den Nacken und prächtig modellirten Arm unverhüllt. Dieser ist leicht nach vorn bewegt, um einen frischen Feldblumenstrauß an Busen zu befestigen. Ueber die ganze Gestalt, wie besonders über das schelmisch dreinblickende Lockenköpfchen, sind Anmuth und Liebreiz ausgegossen. Gegenüber dem Weber'schen Herzogsbildniß hängt im ersten Saale eine frisch und poetisch gestimmte Landschaftsmalerei, Motiv „bei Nymphenburg" von Rudolf Pöppel. Durch den im Schatten liegenden Eichengehölzrand des Vordergrundes geht der Blick auf eine besonnte Waldblöße mit weidenden und ruhenden Vieh. Darüber hin geht sich im Mittelgrunde ein herbstlich gefärbter, lichtdurchgossener Waldrand hin, durch den sich nach rechts der Blick in eine duftige Ferne öffnet. Das Bild gehört entschieden zu dem Feinsten, was Pöppel je gemalt hat. Von Carlo Markó in Florenz ist ein kleineres, auch recht anmuthiges Landschaftsstück ausgestellt, ein Motiv „bei Monteiupo" darstellend. Links vorn schauen besonnte, den lichten Himmel überschneidende Bäume in den blitzenden von dunklem Hügelzug jenseits eingerahmten Arnospiegel. Im feuchtduftigen Hintergrunde, jenseits einer Windung des Flusses schaut das durch seine Fayencen berühmte Oertchen sonnig aus Baumwerk heraus. Ein im Stoffe nicht fernher geholtes aber reizendes Bild von Louis Preller in Leipzig gemalt, einen Blick von der großen Wiese des Leipziger Rosenthals über den Schwanenteich hin nach der im Hintergrunde sich zeichnenden Silhouette der Stadt.

Im zweiten Saale trifft man zunächst auf das schon in der Kunstvereins-Ausstellung seinerzeit besprochene hübsche Kniestückbildniß einer jungen Dame in Weiß von Frau Philippine Wolff-Arndt. Nahe am Fenster befindet sich ein wirklich fastliches und künstlerisch werthvolles lebensgroßes Kniestückbildniß des „Kaisers Wilhelm" von R. Gray, in wallendem Mantel und dem rauhhaarbuschumflatterten Helm auf dem Haupte. Gegenüber hängt ein wundervolles Seestück, Morgenstimmung, von J. Alignist. Die tiefstahlblau, von frischer Brise erregte Flach mit den weißen Segmmen der durchscheinenden Wogen, und den darauf sich wiegenden Briggs, die am Horizont heraufglimmende, über den Spiegel sich verbreitende Morgenglut, das Alles ist von ungemeiner Wirkung. Compton's „Persaneschspitze von Norden" ist eins der besten Hochgebirgsbilder dieses Malers. H. Krämer's „Morgen in der Mark" ist ein anspruchsloses, aber recht anheimelndes Bildchen. An „Studienköpfen" sind recht flott gemalte und sinnig erfaßte weibliche von M. Schäppel zu erwähnen und ein prächtiger „alter Bauer" von M. Pinoff in Berlin. Ganz besondere Aufmerksamkeit erregt eine Folge in den hinteren Zimmern ausgestellter neuer Aquarellblätter von Prof. Robert Stieler. In seiner unvergleichlichen Art führt uns dieser Meister Motive aus Rattenberg, Stuzing, Kufstein, Bozen, Feldkirch und Hall bei Innsbruck vor. Zum Schlusse seien noch zwei von weiblicher Hand ausgeführte plastische Arbeiten erwähnt, nämlich die vorzügliche, schon vor einigen Jahren besprochene „Reincke-Büste" der Frau Professor Stohmann und eine von E. Schreck modellirte und von Kiehling recht geschmackvoll farbig behandelte Büste einer jungen Dame in Renaissancetracht.

Adolf Weiske.

Vermischtes.

— Für die Wiederbelebung der deutschen Perlenfischerei tritt H. Drögemüller, Rector in Neuhaus an der Elbe, mit praktischen Vorschlägen sehr lebhaft ein. Das Gebiet der Flußperlenmuschel ist in Europa sehr ausgedehnt. Außer im sächsischen Vogtlande findet man die Muschel noch in den Gewässern des Bayerischen Waldes, des Fichtelgebirges und in einigen Bächen der Lüneburger Haide. Um die Ausbeute der schönen Perlen erheblich zu steigern, sollen vor allen Dingen Muscheln, welche kleine Perlen enthalten, an Stellen geeigneter Bäche gebracht werden, wo kiesiger klarer Grund ist und das Wasser nicht zu langsam fließt. An den hier eingebetteten Steinen findet sich eine lebhaft grün gefärbte Algenart, von der sich die Muschel nährt; fehlt jene, so kann auch diese nicht gedeihen, findet sie jedoch ihre Nahrung, so entwickeln sich senfkorngroße Perlen binnen einigen Jahren zu Erbsengröße. Die Muscheln verlassen selten ihren Ansiedelungsplatz, so daß die mit Namen und Datum versehenen leicht wieder aufzufinden sind. Das Thier vermag tagelang außerhalb des Wassers zu bestehen, ist auch wenig empfindlich gegen Verunreinigungen desselben.

— Wie aus Dobrilugk, Kr. Cottbus, geschrieben wird, hat die Balzzeit des Auerwildes zweifelsohne infolge der Witterungsverhältnisse in diesem Jahre etwas später als in den Vorjahren begonnen. Der erste Hahn wurde am 24. d. vom Regierungspräsidenten von Hetzden aus Frankfurt a. O. regelrecht abgeschossen.

— Metz, 23. April. In den letzten Jahren sind im Bezirke Lothringen durchschnittlich 40 bis 50 Wölfe erlegt worden. Trotzdem zeigt sich noch keine Verminderung dieser schädlichen Raubthiere. Wie aus der Zahl der in den letzten Wochen aufgefundenen und beim hiesigen Bezirkspräsidium mit 5 ℳ das Stück prämiirten Nestwölfe hervorgeht, scheint im Gegentheil neuerdings wieder eine Zunahme stattgefunden zu haben. Es ist dies nach der Ansicht Sachverständiger wohl darauf zurückzuführen, daß während des letzten langen und schneereichen Winters wieder zahlreiche Wölfe aus den angrenzenden französischen Landestheilen, namentlich aus den mit dichtem Wald und Gestrüpp bestandenen Ardennen herübergekommen sind. Unter solchen Umständen ist es zu erklären, daß die auf vollständige Ausrottung derselben gerichteten Bestrebungen unserer Jäger erfolglos bleiben. Auch die neuerdings vorgeschlagene Wiedereinrichtung der zu französischen Zeiten bestandenen Louveterie dürfte kaum bessere Ergebnisse erzielen. Die französischen Wolfsjägermeisterstellen waren Ehrenämter, welche 1872 den kaiserlichen Oberförstern jedoch ohne Erhöhung der Dienstaufwandsgelder und ohne das Recht übertragen wurden, dem Raubwild auch in den Privatjagden nachzustellen. Durchgreifende Erfolge werden sich erst dann erzielen lassen, wenn allgemein in unserm Bezirk der Niederwaldbetrieb durch den Hochwaldbetrieb verdrängt sein wird und außerdem auch die französische Regierung entsprechende, auf Vernichtung des Wolfsstandes zielende Maßregeln trifft.

— Professor Dr. Karabacek, welcher die Papiere der Sammlung der Papyrus des Erzherzogs Rainer in Wien einer sehr genauen Untersuchung unterzogen hat, ist zu ganz außerordentlich überraschenden Resultaten gelangt, durch welche die älteste Geschichte des Papieres vollständig umgestürzt wird. So weist er nach, daß es ein aus roher Baumwolle erzeugtes Papier nie gegeben habe, daß vielmehr die orientalisch-europäische Papierbereitung anhebt. So hat er auch im Verein mit Professor Wiesner dargethan, daß die den Deutschen und Italienern zugeschriebene Erfindung des Hadernpapieres in nichts zusammenfällt und daß die Araber schon vom Jahre 751 nach Christus an auf der Drahtform geschöpfte Leinenhadernpapiere zu erzeugen begonnen haben. Mit diesen für die Entwickelungsgeschichte eines so hochwichtigen Culturträgers erzielten Ergebnissen hängt endlich noch die nicht minder interessante Entdeckung von 27 Papieren zusammen, auf welche Schrift und Ornamentik mit Holznadeln fünfhundert Jahre vor Gutenberg gedruckt sind.

— London, 25. April. Montagu Kerr, welcher vor einigen Monaten England verlassen hatte, um von Zanzibar aus zunächst Emin Pascha aufzusuchen und dann Afrika zu durchqueren, ist im südlichen Frankreich gestorben. Er hatte schon alle Vorbereitungen getroffen, um mit seiner Karawane von Mombassa aufzubrechen, als ihn das Fieber ergriff und zum Aufgeben der Expedition zwang. Kerr begab sich nach Egypten und dann nach Süd-Frankreich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, allein das furchtbare afrikanische Fieber war nicht zu überwinden. Montagu Kerr, ein Sohn des Lord Charles Kerr, hat vor zwei Jahren ein Buch über eine erfolgreiche Reise veröffentlicht, welche er vom Cap, dem Zambesi entlang nach dem Nyassa-See gemacht hatte.

— Der Leibschotte der Königin von England erregte während der letzten Tage in den Straßen Charlottenburgs wegen seiner eigenartigen Tracht allgemeines Aufsehen. Bekleidet war er mit ganz kurzem Rock und dunklen Beinkleidern, welche nur bis etwa zur Mitte des Oberschenkels reichten, während die Füße mit wollenen, bis ziemlich zum Knie reichenden Strümpfen und Schuhen versehen waren. Vom unteren Knie ab bis zu drei Viertel der Lenden war der Körper völlig nackt. Um den Leib trägt der mit kräftigem Bollbart ausgestattete, etwa 35 Jahre alte untersetzte hübsche Schotte einen Bärenfellschurz und als Kopfbedeckung die schottische Mütze. In diesem Costüm wanderte der Leibschotte durch die Straßen und verschwand, wenn die Anzahl der Neugierigen ihm zu groß wurde, schnell in dem kaiserlichen Marstall der früheren Garde du Corps-Kaserne.

— Der Luftschiffer Edward D. Hogan verpflichtete sich, in einer Höhe von zehntausend Fuß aus seinem Ballon zu springen, ohne den Fallschirm zu öffnen, sondern das Oeffnen desselben bei dem rapiden Niedersturz der gegenfördernden Luft zu überlassen. Hogan stieg, wie aus New-York geschrieben wird, um 5 Minuten nach 11 Uhr in die Lüfte empor und erhob sich bis zu einer Höhe von völlig 10 000 Fuß. Dann schweifte er langsam etwa 300 Fuß nordwärts und hing nun wie ein kleiner, dunkler Ball im blendenden Aether. Die Versammelten beobachteten den Ballon mit angehaltenem Athem; die mit machtvollen Gläsern Bewaffneten bemerkten deutlich Hogan's Vorbereitungen zum Sprunge. „Er schreckt zurück!" riefen Einige. „Nein!" schrien Andere, „er steht schon am Rande der Gondel!" So war es, Hogan war auf den Rand der Gondel getreten, befestigte kaltblütig das Ende des Fallschirmes an seinem Gürtel, da er dessen Oeffnen nicht vor einem Niedergang von 3—400 Fuß erwartete und bei der dann folgenden plötzlichen Erschütterung losgerissen zu werden befürchtete, und dann hob er die Arme hoch empor — fertig zum Sprunge. Viele der Beobachtenden wandten sich bleich und zitternd ab, ein Schrei des Entsetzens erscholl im nächsten Augenblicke: Hogan hatte die Gondel verlassen. Gleich einer Kanonenkugel schoß der Körper durch die Lüfte herab — eins — zwei — dreihundert Fuß und noch war der Schirm geschlossen. Dann stieg ein anderer Schrei empor, der Schirm begann die Luft zu erfassen, er öffnete sich, wie die Flügel eines Ungeheuers der Lüfte und der Fall kam fast plötzlich zu einem momentanen Stillstand, um nun leise schwankend in ein gemächliches Sinken von mittlerer Geschwindigkeit überzugehen. Drei Minuten nach dem Herausspringen landete der tollkühne Mann wohlbehalten auf offenem Felde. — Hogan sagte, er habe den Athem nur für wenige Secunden verloren und denselben nach Füllung des Schirmes leicht wiedergefunden. Der Schirm ist aus dickem Tuch und hat einen Durchmesser von 20 Fuß. Schwingungen des Apparates sind durch ein vierzölliges Loch in der Mitte der Ueberspannung verhindert. Hogan hatte sie vorher einen anderen Luftschiffer mit dem Fallschirm manövriren sehen und selbst erst einige Versuche aus nur sehr mäßiger Höhe unternommen.

Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien mit Bezug auf Sachsen.

* „Willst Du immer weiter schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah'!" Dieser Goethe'sche Gedanke war es, der Richard Lehmann, gegenwärtig Professor der Erdkunde an der Akademie zu Münster, beselte, auf dem zweiten deutschen Geographentage zu Halle im Jahre 1882 der heimatskundlichen Forschung in begeisternder Weise das Wort zu reden, die bisher als Stiefkind behandelt, obgleich sie legitimer als alle anderen war, doch von den deutschen Gelehrten zurückgesetzt und nicht wenig vernachlässigt worden war, gegenüber der außerdeutschen und außereuropäischen Länderkunde, die als Schoßkind unserer Geographie bedeutend bevorzugt und nicht wenig gefördert worden ist. „Wir haben eine Fülle von Werken über fremde Länder", so erhob damals Richard Lehmann in einem trefflichen Vortrage mahnend seine Stimme, „aber über Deutschland sind wir darin arm, und wenn ohnedem schon der wahrhaft wissenhaften geographischen Literatur nur ein recht kleiner Theil als wirklich wissenschaftlich bezeichnet zu werden verdient, so fällt von diesem kleinen Theile wiederum nur ein sehr kleiner Bruchtheil auf unser deutsches Vaterland. Ja, wenn uns einmal ein Ausländer fragen wollte nach einem wirklich guten und wissenschaftlich-geographischen Werke über Deutschland, wir müßten beschämt die Augen niederschlagen — wir haben keines." Dieses allerdings harte, aber wahre Urtheil, das wir uns gefallen lassen mußten, blieb nicht ohne Wirkung, nicht ohne gute Folgen; das durch die glänzenden Thaten von 1870 und 1871 wiedererweckte nationale Selbstbewußtsein fand auch hier eine gute Stätt, und die warmen Worte fielen auf einen günstigen Boden, dem die junge Saat in erfreulicher Weise entsprossen ist und sich schon heute so kräftig entwickelt hat, daß wir nicht nur eine reiche Ernte erhoffen können, sondern auch bereits manche treffliche Frucht eingeheimst haben. Zwei Aufgaben treten heran: zunächst das bereits vorhandene Material zur Kunde deutschen Landes und Volkes zu sichten und systematisch zu ordnen, dann aber neue Forschungen anzuregen und auszuführen, um die noch zahlreich vorhandenen Lücken auszufüllen. Nach beiden Richtungen hin ist wacker gearbeitet worden. Zwar hat die monumentale „Bibliotheca geographica Germaniae" noch nicht in Angriff genommen werden können, aber manche verdienstvolle Vorarbeit ist bereits geliefert worden, ganz besonders erfreulich sind aber die Erfolge der wissenschaftlichen Studien, welche zunächst in einem Sammelwerke niedergelegt sind, welches in zwanglosen Heften im Verlage von Engelhorn in Stuttgart unter dem Titel „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", im Auftrage der Centralcommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von Dr. A. Kirchhoff, Professor der Erdkunde an der Universität Halle, erscheint. Vollendet liegen bereits die beiden ersten Bände des so verdienstvollen Unternehmens vor, welche werthvolle Beiträge zur physikalischen und geologischen Erdkunde, sowie zur Völkerkunde Deutschlands enthalten; eine dieser Monographien beschäftigt sich speciell mit der „Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien" von Dr. Karl Weinhold, ordentlichem Professor an der Universität Breslau, wobei auch interessante Streiflichter auf unser Sachsen geworfen werden.

Eine wichtige Grenzmark gegen Osten bildet heute Schlesien, über dessen Nationalitäten und der Verfasser auf Grund eingehender Quellenstudien interessante Aufschlüsse giebt. Ein vielbewegtes Völkerleben, das die wechselvollen Geschicke des Landes bedingt hat, tritt uns hier entgegen, wie überall, wo verschiedene Rassen aneinander stoßen und den „Kampf ums Dasein" zu bestehen haben. Treffend bemerkt Weinhold, daß das Land, zwischen Böhmen und Polen gelegen, heute die deutsche Hand sei, welche sich um den vorgestreckten czechischen Knoten lege. Aber nicht immer ist es so gewesen. Wenn Schlesien gegenwärtig ein Grenzland von gemischter Bevölkerung ist, in welchem die Deutschen den Westen und die Mitte, die Polen und czechischen Mähren den Osten bewohnen, so haben sich diese Verhältnisse nur allmälig herausgebildet. Schlesien ist im Laufe der Zeit erst für Deutschland gewonnen worden. Und zwar ist es nicht mit dem Schwert erobert, gleich den Marken an der Elbe und Saale und an der Donau, sondern friedlich und unmerklich ist es durch deutschen Fleiß und deutsche Klugheit in Sprache und Sitte zum größten Theile deutsch gemacht worden. Vor sechs- bis siebenhundert Jahren sahen die Deutschen nur erst in verhältnißmäßig kleiner Zahl und als neue Gäste in dem Oderthale und an den Sudeten, und vor achthundert Jahren gab es nur Slawen im Lande, das ein Zankapfel zwischen den Polen- und Czechenfürsten war, die um die Hegemonie kämpften.

Die Slawen sind aber nicht die ältesten Bewohner Schlesiens gewesen. Vor ihnen haben bereits Germanen des vandalischen Stammes hier gesessen. Theile von ihnen verließen im dritten Jahrhundert nach Christus das Land und zogen nach Pannonien, wo wechselnde Schicksale ihrer harrten. Andere blieben noch vorläufig in der alten Heimath, bis sie im Anfang des fünften Jahrhunderts gleichfalls auszogen, sich mit den übrigen vereinten und im Bunde mit Schwaben und den ungermanischen Alanen Noricum, Rhätien und Gallien verwüsteten. Im Anfang des fünften Jahrhunderts ist Schlesien von seinen uralten germanischen Bewohnern gänzlich verlassen. Denn was etwa von Leuten zurückblieb, die zum Auszug unfähig oder unwillig waren, kann nur sehr gering und ohne Bestand gewesen sein. Es verschwand unter den Lechen und Czechen, die wahrscheinlich sofort von der Westhälfte her das Land besetzt haben. Aus den zahlreichen polnischen Ortsnamen in den heute deutschen, wie in den undeutschen Landestheilen können wir einen Schluß auf starke Besiedelung Schlesiens in der Zeit der slawischen Invasion machen, welche aber weder an Ausdehnung, noch Tiefe mit dem späteren von Deutschen betriebenen Ackerbau verglichen werden kann. Die slawischen Dorfmarken waren kleiner und wenig urbar gemacht; viele Bewohner derselben lebten von der Jagd, Bienenzucht oder Fischerei oder Diensten, die sie den Vornehmen erwiesen.

Die deutsche Einwanderung ins Land beginnt mit der Stiftung des Cistercienser Klosters Leubus an der Oder durch Herzog Boleslaw I. im Jahre 1175. Thüringische Mönche aus der Cocilporta, dem heutigen Schulpforta bei Naumburg, wurden nach Leubus berufen. Aber vor den Deutschen waren schon romanische oder genauer wallonische Gäste nach Schlesien gekommen. Zahlreich sind jedoch diese welschen Zugänger in Schlesien kaum geworden. Die wichtigsten Förderer der deutschen Einwanderung wurden aber die Herzöge, die deutsche Frauen heirathete, wozu noch der Umstand hinzutrat, daß das Land im Jahre 1202 von Polen gänzlich unabhängig wurde, infolge dessen das Deutschthum immer fester Wurzel fassen und sich ausbreiten konnte. Deutsche Städte und Dörfer entstanden vermehrt. Alle deutschen Einwanderer galten in Schlesien als freie Männer und wurden in dieser persönlichen Rechtsstellung mit den Zügen von den Herzögen geschützt, wenn sie etwa der polnische Landadel darin kränken wollte. Ja sogar die Gemeinschaft mit ihnen machte frei. Der Pole, der in einer deutschen Stadt oder in einem zu deutschem Rechte ausgesetzten Dorfe wohnte, genoß die darin gültigen Rechte und Freiheiten. Alles war zu freiem erblichen Eigenthume übergeben, von dem an den Grundherren nur der Hufenzins und an den Bischof der Zehnten zu geben war. An Diensten hatten die Deutschen nur die Heeresfolge und die Fuhren beim Bau landesfürstlicher Burgen zu leisten. Von allen polnischen Zwangen und Zinsen waren sie eben so frei als von dem Gericht der Castellane. Die obere Gerichtsbarkeit über die deutschen Orte hatte der Herzog, der sie persönlich oder durch seine Hofrichter übte. Die niedere war dem Unternehmer von Herzog übertragen, welcher davon den Schulzentitel führte. Er leitete das Dorfgericht, das mit Schöffen aus der Gemeinde besetzt war, und vollstreckte das Urtheil. Die deutschen Dörfer bildeten nach allem diesem freie Gemeinden mit eigener Verwaltung, mit Theilnahme an der Rechtspflege, mit festen mäßigen Leistungen, deren keine die Freiheit minderte. Der Bauer war freizügig und konnte seinen Besitz nach seinem Willen verkaufen und nach seinem Rechte vererben. In den polnischen Dörfern sahen dagegen unfreie Leute mit zahlreichen und schweren Lasten, träge auf einem Boden arbeitend, der, wie es scheint, nicht fest vertheilt ward und von dem sie nach des Grundherrn Belieben verjagt werden konnten. Wo das deutsche Leben in Schlesien Wurzel geschlagen hatte, gedeihte es auch frisch und kräftig auf; so wurde das Deutsche in den Städten des Landes auch früh Geschäfts- und Amtssprache. Aber trotz der Fortschritte ging es für die Deutschen nicht ohne Kampf ab, und der Gegensatz der beiden Nationen trat zu Zeiten schroff hervor. Wie stark jedoch das deutsche Bewußtsein bei den deutschen Schlesiern im Anfang des 15. Jahrhunderts entwickelt war, bezeugt das Auftreten der schlesischen Professoren an der Prager Universität gegen die von Huß geübte und von König Wenzel gestützte czechische Annahme. Die Führer des Auszuges der nicht czechischen Lehrer und Studenten von Prag nach Leipzig im Jahre 1409 waren die Schlesier Johannes Ottonis von Münsterberg und Johann Hoffmann von Schweidnitz. Johann Münsterberg ward der erste Rector der neuen Universität an der Pleiße. Im folgenden im ersten Jahrhundert ihres Bestandes nicht weniger als vierundzwanzig Landsleute im Rectorate nach. In den Hussitenkriegen haben sich die Schlesier als erbitterte, wenn auch unglückliche Feinde der Böhmen erwiesen. Außer dem kirchlichen hatte der nationale Gegensatz dabei gewirkt, so daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Czechische als Geschäftssprache in Oberschlesien um sich griff, jedoch ohne daß dadurch eine Geschichtung der Deutschen in Oppeln, Ratibor und Troppau stattfand. Außer dem Neißer Lande und einem Theile des Leobschützer Bezirks war ganz Oberschlesien, abgerechnet einen Theil der südöstlichen Bewohner, damals noch polnisch oder in den zum Olmützer Bisthum gehörigen Strichen mährisch. Die deutsche Volkssprache konnte demnach dort gar nicht verdrängt werden. Es handelte sich nur um die Verdrängung der deutschen Geschäftssprache daselbst durch die czechische, was denn auch erreicht wurde.

Mit welcher Entschiedenheit Schlesien im 17. Jahrhundert als ein deutsches Culturland auftrat, beweist die Führung, welche es damals in der deutschen Schönen Literatur an sich riß, obgleich zu jener Zeit der Boden noch halb slawisch war. Das Deutsche griff hier im 17. Jahrhundert ganz weiter, aber nur sehr langsam. Mit der Lostrennung des allergrößten Theiles Schlesiens vom vielsprachigen österreichischen Staat und der Einverleibung in das damals fast ganz deutsche Preußen trat für die Fortführung der Germanisation ein schärferer Zug ein, namentlich dadurch, daß es sich Friedrich nach dem endlichen Friedensschlusse eine seiner ersten Sorgen sein ließ, in seinen Staaten das Schulwesen zu verbessern, wovon natürlich Schlesien auch sein Theil hatte. Anfangs ging es freilich nur langsam vorwärts, denn es fehlte an guten deutschen Lehrern. Selbst die besseren Lehrer waren nur nothdürftige Leser und Schreiber, die wenigsten einiger deutschen Brocken kundig, alle erbärmlich bezahlt und dadurch gezwungen, als Spielleute in den Kretschams und bei allen Lustbarkeiten zu dienen, daher roh und dem Trunke ergeben. Erst mit Errichtung der Regierung zu Oppeln 1816 ist es in Oberschlesien besser geworden. Die Schulen wurden nun wirklich vermehrt, der Lehrerstand allmälig anständiger gestellt und besser erzogen, und von nun an mit dem mächtig aufsteigenden Bergbau und Hüttenwesen, mit dem Zuzug vieler deutscher Beamten und Geschäftsleute begann sich auch die deutsche Sprache in den bisher ganz polnischen Kreisen auszubreiten. Das Volk fand es nützlich, neben der polnischen Muttersprache das Deutsche zu können. Es ist allerdings langsam gegangen, aber dennoch hat sich so der heutige deutsche Charakter des Landes herausgebildet, so daß selbst innerhalb des polnischen und mährischen Sprachgebietes in den Städten und in den gebildeteren Schichten durchaus das Deutsche heute herrscht. Anders liegen die Dinge freilich in Oesterreich-Schlesien, wo das Deutsche mit der Ungunst der gegenwärtigen Staatsleitung und dem entfesselten Slawenthum zu ringen hat.

Was nun die Herkunft der gegenwärtigen Deutschen in Schlesien anbelangt, so stammt ein großer Theil der heute in diesem Lande deutsch redenden Menschen von Slawen ab, und zwar größtentheils von Polen. Anders verhält es sich dagegen mit den Einwanderern im 12. und 13. Jahrhundert, von denen die Germanisirung des Landes ausgegangen ist. Die Urkunden und Chroniken sagen nichts über die Heimath der deutschen Gäste in Schlesien, auch die Ausdrücke: flämische und fränkische Hufe, flämisches und fränkisches Recht beweisen, wie Weinhold darthut, nichts für die Herkunft der Einwanderer. Dagegen giebt es andere Anhaltspuncte genug, die uns Aufschluß geben. Die deutsche Besiedelung Schlesiens ist nur ein Glied aus der Kette deutscher Thaten, die von der Weser in südöstlicher Richtung bis an die Südkarpathen reicht und in Siebenbürgen endet. Es ist die friedliche, auf Verträge gestützte Bebauung öder und menschenleerer Kraft und Gebiet fordernder Ländereien durch deutsche Bauern, die nachweislich Anfangs des 12. Jahrhunderts anhebt und für die Ausbreitung deutschen Volkstumes eine hervorragende Bedeutung gewonnen hat. Der Einwanderung niederdeutscher und niederrheinischer Colonisten, die keine kleine gewesen ist, folgte eine zweite mitteldeutsche, welche die erstere aufgesogen hat, wie aus der Prüfung des Vorwortrathes hervorgeht. Die schlesische Mundart muß allerdings für eine mitteldeutsche gelten, es giebt aber viele Bestandtheile darin, die niedersächsischen und niederfränkischen Ursprungs sind. Sonst ist aber Schlesien zu einem Lande von durchaus mitteldeutscher Art geworden, die sich auch in den Orts- und Personennamen, in der Anlage von Haus und Hof und in zahlreichen volkstümlichen Erscheinungen und Ueberlieferungen ausdrückt. Untersucht man nach den bezeichneten Richtungen hin die Verhältnisse, so tritt eine enge Gemeinschaft hervor zwischen Schlesien, den nördlichen deutschen Gegenden von Böhmen und Mähren, ferner der Oberlausitz, Meißen und dem Pleißnerlande. Diese Länder stehen sich nach jenen Richtungen hin so nahe, daß sie eine einheitliche Gruppe bilden, die der mitteldeutschen Colonisationsgebiete, in das im 9. und 10. Jahrhundert Thüringer einzogen, denen im 12. und 13. Jahrhundert Niederländer folgten, zu denen sich Ostfranken gesellten. So hat ein guter Theil der deutschen Schlesier ein Recht darauf, die Franken und Thüringer als Vettern aus alter Zeit zu begrüßen, wie in der interessanten Schrift Weinhold's eingehender dargelegt wird.

Literatur.

Getrennte Herzen. Novelle von Eugen Habel. 5 ℳ Berlin, Gebrüder Paetel. — Der geistvolle Essayist und Kritiker der „National-Zeitung", welcher auch unsere Lesern rühmlichst bekannt sein dürfte durch seine trefflichen Uebersetzungen russischer Autoren, unter diesen besonders Turgenjew's, dessen Verständniß er nach mancher Richtung hin uns Deutschen erst erschlossen hat, und ferner durch seine „Reisebriefe aus Rußland", die des Interessanten und Wissenswerthen in staunenswerther Fülle enthalten, tritt hier mit einer Novelle vor die Oeffentlichkeit, welche gleichzeitig Zeugniß dafür ablegt, daß Habel nicht nur volles Verständniß für das Wirken Anderer besitzt, sondern auch wohl befähigt zu eigenem Schaffen ist. Novelle verdankt ihr Entstehen den Eindrücken und Erfahrungen, welche sich dem genannten Autor während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Rußland eingeprägt haben. persönliche Erlebnisse lagen zum Theil ihrer Gestaltung und erhöhen dadurch nur die Wirksamkeit des Werkes. Ein Stückchen seines Selbst trägt uns sicherlich in dem jungen Deutschen entgegen, der, im Mittelpuncte der Novelle stehend, mit schier nahezu Staunen die seltsamen Erscheinungen eines fremdartigen Landes, fremdartigen Fühlens und Denkens auf sich einwirken sieht und schließlich reich an tieftraurigen Erfahrungen, mit wundem Herzen in die Heimath zurückkehrt. In scharfem Contraste, wie er nur der genauesten Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse derart ausgeprägt gelingen konnte, sind die übrigen Personen des Werkes gezeichnet: der brutale Oberst, bei dem der Barbar aus allen Falten hervorblickt, der unzufriedene, dem Nihilismus zuneigende Beamte, die gewissenlose, sich mühsam und doch erfolglos in das Air der großen Dame hüllende Russin der deutschen Bäder, ihre Tochter, das unschuldige, einen tiefen Groll unter lautem Uebermuth verbergende Opfer einer von der Mutter begangenen Schuld — dies Alles sind Figuren so lebensvoll erdacht und scharf ausgeführt, daß sie ein ungetheiltes Interesse bei dem Leser erregen müssen, ein Interesse, welches noch erhöht wird durch die ungemein anschaulichen Schilderungen der localen Verhältnisse Petersburgs, der Verkehrseinrichtungen, des gewöhnlichen alltäglichen Strafenlebens, der gesellschaftlichen Zustände in den Mittelkreisen der Bevölkerung — kurz, all des eigenartigen L